

Laudatio von Matthias Zwarg

zur Ausstellung »artikulation« von Bernd Steinwendner

am 03. Juli 2011 im Gellert-Museum Hainichen

Die Befreiung der Farben
zu den Bildern von Bernd Steinwendner

Ich möchte

Ich möchte, daß wir uns niemals belügen
Ich möchte, daß wir uns in die Augen sehn
Ganz gleich, wie sehr die Angst sich darin spiegelt
Ich möchte, daß wir diesen Blick bestehn.

Ich möchte, daß wir uns die Wahrheit sagen
Ich möchte, daß die Wahrheit gnädig ist
Und wenn wir manchmal daran sterben müssen
Dann möcht ich, daß es nicht die letzte Wahrheit ist.

Wahrheit – die eigene Wahrheit, aber vielleicht auch mehr als die eigene Wahrheit
– darum geht es sehr oft in der Kunst. Ich denke, dass das bei Bernd Steinwendner
nicht anders ist. Denn eine, seine Wahrheit muss man artikulieren können – und
deshalb heißt diese Ausstellung vielleicht »artikulation«.

Artikulation – das ist mehr als nur etwas Aussprechen, etwas so dahin sagen, etwas
in die Diskussion werfen. Artikulation – das ist etwas Tieferes, Ur-Menschlicheres.
Das klingt nach den gutturalen und beim ersten Hören vielleicht unverständlichen
Lauten eines Carlfriedrich Claus, der auf der Suche nach der ursprünglichen
Bedeutung der Worte und Laute war. Das klingt nach den Tönen des britischen
Stimmkünstlers Phil Minton zum Beispiel – ein außergewöhnlicher Musiker, der nur
seinen Mund und seine Stimmbänder benutzt, um Töne, Klänge zu erzeugen. Das
sind meist keine Worte, nicht einmal Buchstaben – oder wenn, dann so sehr ver-
fremdet, dass man den gewohnten, erwarteten, erhofften Sinn der Worte nicht
mehr versteht. Es sind Laute, Geräusche, manchmal nur Ahnungen von Lauten und
Geräuschen – und doch sagen sie etwas, bedeuten sie etwas – denn wir selbst

können ihnen eine Bedeutung geben, indem wir diese ursprünglichen Äußerungen mit dem vergleichen, was wir kennen – mit dem Lachen, Weinen, Heulen, Schreien, Kreischen, Jammern, Jaulen, Quieken, Jauchzen – oder eben auch mit dem, was wir nicht kennen. Indem wir uns darauf einlassen, einfach nur die Spannung aufnehmen, die in diesen Klangerzeugungen steckt und dankbar dafür sind, dass wir einem Moment der Schöpfung beiwohnen dürfen. Artikulation – das klingt auch nach etwas sehr Bestimmten, nach einer ganz eigenen Wahrheit eben.

Mit Bernd Steinwendners Bildern ist das ganz ähnlich – sie haben für mich übrigens auch eine große Affinität zur Musik. Sie sind so etwas wie das wilde Gitarrensolo, das sich zwischen einen schönen Text schiebt, der etwas vom Leben erzählt. Seine schönsten Bilder sind vielleicht auch seine geheimnisvollsten: Nur schemenhaft lassen sie noch Anklänge an Gegenständliches erkennen – ansonsten sind sie reiner Farbrausch, Malrausch, sind sie vor allem Ausdruck dessen, was ein Maler tun soll: Malen. In einigen, wenigen Strichen, Schwüngen, die dennoch den äußeren Gesetzen vom Zusammenspiel der Farben, Kontraste, vor allem aber einem inneren Gesetz, einer inneren Spur folgen, einer Vorstellung von Wahrhaftigkeit, die wie ein Akt der Befreiung ist. Ein Zirkus, der noch die Buntheit des fahrenden Volks, den Taumel, den Trubel erkennen lässt, aber auch das Besondere, Unfassbare, Verstörende und Verunsichernde einer Minderheit, die so sehr geliebt wird, wie sie auch argwöhnisch beobachtet wird – »Leute nehmt die Wäsche rein, Zigeuner sind in der Stadt ...«.

Dies ist eine Art zu malen, die noch nicht so sehr alt ist. Der berühmte Kunstkritiker Carl Einstein schrieb in den zwanziger Jahren des vorigen Jahrhunderts: »Man revoltierte ... dagegen, dass Kunst Wiederholung ewiger Regeln sei. Gegen den Klassizismus, der die Ewigkeit der Typen bestätigen wollte, setzte man die aktuelle Erregung als wechselreiche Erfahrung.«

Diesem Geist entstammen auch viele Bilder Bernd Steinwendners. Es ist, als wollte er die Farbe von ihren jahrhundertealten Zwängen befreien – so, wie das in den USA Jackson Pollock, Cy Twombly, im Nachkriegs-Westdeutschland Emil Schumacher und Ernst Wilhelm Nay taten. Eine Befreiung, die vor dem Hintergrund der DDR, in der der Österreicher Steinwendner viele Jahre arbeitete, mutig war – sollte zumindest ein großer Teil der offiziell anerkannten Kunst doch hier vor allem ideologischen Zwecken dienen. Für alles andere blieben Nischen – wenn auch

manchmal von beträchtlichen Ausmaßen. Eine Befreiung ist diese Art zu malen vielleicht auch von den Zwängen der Werbung, denen Bernd Steinwendner bei der DEWAG unterworfen war – wenngleich er sich dort auch einen Teil seiner handwerklichen Ausbildung holte, deren Qualität man auch in den nicht gegenständlichen Bildern in dieser Ausstellung und vor allem in den Experimenten mit Fotoübermalungen sieht.

Diese wilden Bilder sind mit umwerfender, unmittelbarer Energie gemalt. Ebenso die Grafiken – das kleine, zarte Denkmal für Joseph Beuys etwa, der sich selbst und damit jeden Menschen zum Kunstwerk macht, der in jedem Strich, jedem Fettfleck und jedem Fetzen Papier ein Kunstwerk sehen konnte und den Menschen und Dingen damit eine ganz andere Würde verlieh.

Es sind Bilder aus der Intensität des Augenblicks, mit ganz ungefilterten, unzensurierten Gefühlen, Verletzungen, Zuneigungen, Schmerz, Erlösung, die wie ein Tauwetter oder wie ein Vulkanausbruch, in »Pompeij« zum Beispiel, sein kann und alles mit sich reißt – und sie sind deshalb vielleicht auch, wie alle Gefühle, nicht immer so leicht lesbar, obwohl sie eine ganz unmittelbare Wirkung erzielen. Sie strahlen eine ungeheure Kraft aus – sind wie reine Malerei – sie setzen dem Akt des Malens ein Denkmal – oder allem Kreativen überhaupt, wie etwa in den »Gedanken zu Rilke«, die dessen künstlerische, vogelfreie Leichtigkeit mit dem Wissen um die dunklen Seiten im Menschen, dem Wissen um das Schöne, das nur des Schrecklichen Anfang ist.

Ganz ähnlich ist das mit den Bildern von Bernd Steinwendner – auch dort finden wir Anklänge an Bekanntes – Umrisse eines Hauses, Kreaturen, Figuren, eine Leiter oder ein Gerüst, ein Halt, einen Zipfel Himmel, Wolken, Nacht, die Schemen einer Landschaft, Asphalt, wie wir ihn von jeder löchrigen Straße kennen – vieles wirkt und ist übermalt, verwischt, vielleicht dadurch auch versteckt – auch dies sind Psychogramme eines Augenblicks der Schöpfung, der Gestaltung, Momentaufnahmen dieses Akts der Malerei, der keine Erklärung braucht, weil er nur sich selbst erklären muss.

Man kann dieser Art der Malerei vielleicht vorwerfen, dass sie sich einer Instrumentalisierung, aber auch einer Erklärung zu weit entzieht – dass sie sich kaum benutzen lässt für irgendeine Ideologie, nicht einmal für eine gute – und dennoch besetzt diese Malerei nicht nur eine neutrale Nische der *Kunst für die Kunst*, für Künstler oder Eingeweihte.

Emil Schumacher hat über seinen Antrieb beim Malen gesagt: »Die äußerste Form, Widerstand zu brechen, ist die Zerstörung: ein primitiver Gestus der Verzweiflung und der Lust. Die Antwort heißt nicht: heilen, sondern: bannen; nicht wiederherstellen, sondern den Zerstörungsakt dem Bilde einverleiben – als Ausdruck und als Form« (1972). Dies aber, die Zerstörung, oder milder gesagt, die Veränderung des Gewohnten und Gewöhnlichen, dessen, was schon immer so war, aber nicht so sein sollte, ist eine Lebenshaltung, die sich durchaus nicht nur auf die Kunst beschränken lässt – und insofern noch immer von großer sozialer und kultureller Bedeutung ist. Sie ist ein Angebot an Individualität, das man akzeptieren sollte, dem man nicht unbedingt folgen muss – man kann ihm auch die eigene Individualität dagegen- oder danebensetzen.

Emil Schumacher meinte auch: »Erklärungen finde ich (aber) völlig überflüssig. Wenn ein Bild den Betrachter nicht unmittelbar berührt, dann fehlt etwas. Das Bild steht für sich ...« (1992).

Deshalb spare ich mir weitere Erklärungen – die Bilder stehen für sich und sie sprechen für sich – hören Sie gut zu und lassen Sie sich von ihnen berühren ... vielleicht finden Sie dort auch eine Wahrheit – denn es gibt sehr viele davon. Die Wahrheit ist immer bunt, die der Kunst sowieso. Und es ist hoffentlich nicht die letzte.

Matthias Zwarg

Hainichen, 3. Juli 2011

Die Ausstellung ist bis 18. September 2011 zu sehen.